

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ehe Hugo aber ins Wirtshaus ging, suchte er noch einmal Hedwig auf, die er im Kuhstall bei den melkenden Mägden traf.

„Du, Hedwig!“ sprach er leise und zog sie in die Ecke, wo die Futterkisten standen. „Sag mal, möchtest du gerne reich sein?“

„Ach, sehr gerne!“ seufzte sie und dachte dabei an den Baron. „Schrecklich gerne!“

„Schön!“ nickte er befriedigt. „Das wollte ich bloß wissen. Mir geht es nämlich ebenso.“

Am Bierstisch traf er Thomas Hauschild, der mit Franz Wiegelt wieder einmal Sechsendsechzig spielte. Hugo löste den Gehilfen ab, der noch einmal in den Pferdeställen zum rechten sehen mußte.

„Sie kommen doch wieder?“ fragte Hugo und mischte die Karten. „Wir können ja dann einen Stat kloppen.“

„Es dauert nicht lange!“ gab Thomas Hauschild zurück.

Ehe er aber erschien, kam Moritz Gassel an, setzte sich an den Tisch und sah zu. Spielen mochte er nicht, weil er es sich nicht leisten konnte.

Als Thomas Hauschild von seinem Inspektionsgang zurückkehrte und er auf seinem Plage den Schulmeister erblickte, fragte er. Moritz Gassel nahm keine Notiz von ihm. Und Thomas Hauschild wieder schämte sich seiner Ungezogenheit, denn er hatte in der Zwischenzeit erkannt, daß er Moritz Gassel im Unrecht verdächtigt hatte. Nicht ein einziges Mal war er seit dem Ball mit Hedwig zusammengetroffen.

„Nanu?“ fragte Hugo verwundert. „Habt ihr was miteinander gehabt?“

„Ich nicht?“ erwiderte Moritz Gassel gelassen und blieb sitzen. „Aber Herr Hauschild wird wohl seinen Irrtum eingesehen haben.“

„Das hab ich!“ stieß der plötzlich heraus, wurde rot und reichte Moritz Gassel die Hand. „Es war eine Dummheit von mir.“

„Schon gut!“ erwiderte Moritz Gassel und nahm die Hand. „Die Sache ist erledigt.“

Als er nach einer Stunde aufstand, hatten die beiden andern dem Gastwirt vier Mark abgeklopft. Hugo bezahlte von dem Gelde seine Zeche und machte einen Gang durchs Dorf, über das sich gerade die Schatten des Abends senkten. Am Pfarrgutszaun traf er Pelagia Dubin. Aber sie stand nicht allein, Daniel Spuppach war bei ihr. Doch er drückte sich, als er den Studenten kommen sah. Pelagia Dubin aber blieb stehen, und Hugo sah darin eine Aufforderung, näher zu treten.

Thomas Hauschild dagegen saß bei Hedwig und half ihr beim Garnvideln. Die Mutter war im Hinterzimmer damit beschäftigt, Hugos Wäsche zu ordnen, die er mitgebracht hatte. Und in welchem Zustand!

„Ich geh noch einmal zum Herrn Baron!“ sprach August Knorred und ließ die beiden allein.

„Hedwig!“ meinte Thomas Hauschild und saßte sich ein Herz. „Wissen Sie auch, weshalb ich hiergeblieben bin?“

„Ich bin nicht neugierig,“ wick sie ihm geschickt aus. Da rückte er noch näher und wollte sie um die Taille fassen. Ganz erschreckt sprang sie auf.

„Was fällt Ihnen denn ein!“ rief sie entriistet. „Gehen Sie zur Pelagia!“

Zu seinem Unglück kam Frau Knorred herein, daß er weitere Annäherungsversuche unterließ. Die Mutter sehnte sich in Angst nach ihrem Hugo. Der aber kam erst kurz vor Witternacht heim.

Am nächsten Morgen traf er mit dem Baron zusammen, mit dem er sofort in ein angeregtes Gespräch geriet. Die beiden hatten in ihren Ideen sehr viele Berührungspunkte.

Und da Hugo merkte, daß er einen verständigen und aufmerksamen Zuhörer hatte, setzte er sich wieder auf hohe Pferd und ließ wichtige Sätze vom Stapel. Außerdem hatte er schon wieder einen Kater zu bekämpfen.

„Der Staat ist ein Philisterypoch. Die Justiz ist die Ungerechtigkeit der Herde gegen das Individuum. Die Universalität ist ein fossiles Angeheuer aus der Tertiarperiode. Der Militarismus ist der Beweis der menschlichen Bestialität. Die Religion ist der ethische Lutschbeutel, mit dem die Weltgeschichte großgepöppelt wurde. Die Sozialdemokratie ist der religiöse Wahnsinn der Neuzeit. Das allgemeine Wahlrecht ist das offene Eingeständnis, daß kein Mensch mehr taugt als der allerdümmste.“

„Man sieht,“ lächelte Fritz von Winkelberg, „Sie haben tüchtig nachgedacht.“

„Zarwohl!“ warf sich Hugo in die Brust. „Die ganze Welt ist ein Unsinn. Das steht übrigens schon bei Kant, aber mit anderen Worten. Doch das macht nichts. Das einzige Wort, was Sinn hat, ist: Nach uns die Sintflut!“

„Ich muß gestehen,“ fuhr der Baron fort, „daß ich zu wesentlich anderen Resultaten gekommen bin. Daß die Gesellschaft das Individuum unterdrückt und unterdrücken muß, ist notwendig, sonst verliert sie ihre Existenzberechtigung. Doch gibt es ein Gebiet, wohin die Macht der Masse nicht reicht. Und auf diesem Gebiet liegen die größten Genüßmöglichkeiten.“

„Ein Gebiet?“ fragte Hugo verblüfft. „Wo ist dieses Gebiet?“

„Das Individuum selbst,“ lächelte Fritz von Winkelberg fein, „wir selbst, unser Inneres, oder wie Sie es nennen mögen. Dahin langt die Gesellschaft nicht. Das

alte Wort: *Erkenne dich selbst! leuchtet für mich: Genieße dich selbst!*"

„Wenn man sich aber als ungenießbar empfindet!“ be-
gehrte Hugo auf.

„Dann muß man sich genießbar machen!“ lachte der
Baron laut auf. „Ein inneres Dampfbad und in die Tret-
mühle der Gesellschaft, das hilft immer.“

„Also tochen und sich treten lassen!“ rief Hugo. „Ich be-
danke mich. Dabei geht die ganze Individualität zum Teufel.
Ich halt's mit der Verneinung.“

„Sie sollten Ihre Ideen einmal aufschreiben,“ schlug
Fritz von Winkelberg vor. „Im Ernst! Sie können wie
Brandraketten wirken.“

„Ich hab's schon einmal versucht,“ erwiderte Hugo weg-
werfend. „Aber meinen Sie, es fand sich eine einzige Zei-
tung, die so etwas zu drucken wagte.“

„Glaub ich gern!“ sprach der Baron. „Die Presse ist die
gesellschaftlichste Institution.“

Dann setzten sie sich hin und spielten Schach.

XII.

Die ganze Karwoche regnete es, die Gräben standen voll
Wasser, die Pfläzen in den Straßeneinkungen wuchsen, und
die Saaten keimten.

Am ersten Ostertag aber regnete es nicht, und Karl
Zdurotschin machte sich gegen neun Uhr morgens, als die
Leute in die Kirche strömten, auf den Marsch nach Brißkawe.
Gestützt auf einen derben Stock mit goldner Krüde, angetan
mit weißen Handschuhen und blankgebürstetem Zylinder,
stapfte er mit ungleichmäßigen Schritten, aber kräftig und
müheles, über den Markt, durch die lange Häuserzeile,
machte rechtsum und strebte aus der Stadt hinaus und auf
die schlesische Grenze zu. Bei den Schinderbergen kramelte
er sich die Hosentröhren auf, denn der Weg war noch naß.

Run ging es sich besser. Bald hatte er den Wald erreicht,
atmete mit Befriedigung den frischen Tannenduft und steckte
sich eine Zigarre an. Als er sie ausgeraucht hatte, war er
gerade bei der Kolonie Tiergarten angelangt, deren kleine
Gehöfte weitzerstreut auf einer großen Waldlichtung lagen.
Hier war der Untergrund lehmig und hielt das Wasser auf
der Oberfläche. Tiefe Gräben, die durch diese Gemartung
schnitten und bis an den Rand mit klarem, bewegungslosem
Wasser gefüllt waren, konnten es nicht abführen, weil der
sandige Waldboden höher lag als diese Senke. Auf der Ober-
fläche der Gewässer ruhte eine dünne, regenbogenfarben-
schillernde Schicht, und hier und da trat an den Graben-
rändern das brockige, löchrige Raseneisenerz zutage.

Ueber den breitesten und tiefsten dieser Gräben führte
eine altersschwache Brücke, deren Bohlen unter der
schweren Last Karl Zdurotschins bebten. Auch das Geländer
war morsch und unten angefault. Karl Zdurotschin merkte
nichts davon, denn er steckte sich mitten auf der Brücke
die zweite Zigarre an. Dann machte er noch zwei Schritte
und stolperte über einen Stein, der mitten im Wege lag.
Kergerlich schob er ihn auf die Seite und erreichte, nachdem
er die Lehmsenkung durchquert hatte, wieder den Wald und
gleich darauf die Brißkawer Gemartungsgrenze. Und wäh-
rend er so dahinschritt und an der teuren Importe sog.
fühlte er sich so frei und glücklich, daß es ihm in diesem
Augenblicke ganz unmöglich gewesen wäre, einem Menschen
ein Leid anzutun. Und Hedwig, zu der seine Gedanken
immer wieder zurückfanden, sie sollte es einmal gut haben
bei ihm. Jeden Wunsch würde er ihr von den Augen ablesen.
Auf Händen würde er sie durchs Leben tragen. Durchs
Leben? Da blieb er stehen. Wie lange hatte er eigentlich noch
zu leben? Sechsfünfzig Jahre war er schon alt. Bis auf
achtzig konnte er es mit seiner Gesundheit schon bringen.
Zwar war Hedwig kaum zwanzig, so schätzte er. Aber das
war auch der einzige Grund, weshalb er um seine Werbung
bangte. Doch Hugo hatte dieses Hindernis gewiß schon be-
seitigt. Drei Millionen! Das war doch kein bloßer Pappes-
tiel! Und Karl Zdurotschin schritt wohlgenut weiter.

Hugo aber hatte Gewissensbisse. Je näher der Ostertag
und mit ihm Karl Zdurotschin kam, um so heftiger wurde
Hugos Egoismus, diese Religion der Zukunft, von morali-
schen Erwägungen angegriffen. Besonders der große Alters-
unterschied zwischen den beiden zukünftigen Brautleuten
machte ihm schwere Sorgen. Aber er fand doch eine kleine
Hintertür, durch die sein Gewissen entschlipfen konnte. Wenn
Hedwig nun so schrecklich gerne reich werden wollte! Daran
war Hugo unschuldig. Hatte er sie denn darin beeinflußt!

Nicht ein einziges Mal hatte er ihr den Namen Karl Zdu-
rotschin genannt, mit keinem Wort ihr verraten, weshalb Karl
Zdurotschin heute zu Besuch kam. Und trotzdem wurde ihm
schweiß und schwüler, je mehr der Stundenzeiger sich der
Zwölf näherte. Um elf Uhr, als die Glocken das Ende der
Messe anzeigten, drückte er sich leise und ging zu Franz
Wiegelt. Da setzte er sich aber ins Herrenzimmer, denn die
große Gaststube war voll von Kirchleuten, die sich vor der
Heimfahrt schnell noch ein wenig körperlich stärken wollten.
Dantel Zuppach verschaffte sich da als Aufwärter ein paar
Groschen, denn Franz Wiegelt hatte ihn für den Sonntag
in Dienst genommen, weil er polnisch sprach. Die katholischen
Kirchleute nämlich, die meistens aus den östlichen Dörfern
kamen, sprachen nicht gerne deutsch, weil das die Sprache der
evangelischen Kexer war.

Hugo ließ sich einen großen Frühkoppfen bringen, be-
hielt die Strafe im Auge und lauerte.

Und so gegen zwölf, als die Mehrzahl der Kirchleute
schon auf die leichten Korbwägelchen geklettert war, um
heimwärts zu kutschieren, bog Karl Zdurotschin um die Ecke
bei der Metzgrube, kramelte sich die Hofeneine herunter
und schritt im Walzertakt um das Gut herum, auf das In-
spektorhaus zu. An der Ecke fragte er sich zurecht.

Hugo zog den Kopf ein, duckte sich hinter das Glas und
lauerte weiter. Jetzt kam die Entscheidung. So groß seine
Hoffnung auf den Dreitausendsechshundertmarkwechsel war,
so klein war sein Mut und so schlecht war sein Gewissen.

Frau Anorred blieb es vorbehalten, den Gast zu emp-
fangen, denn August Anorred und Hedwig waren nach
Luschelau zur Kirche gefahren. Karl Zdurotschin, der sich
mit Waldmann schnell befreundet hatte, legte Hut und Stock
auf die Kommode, zog sich die Handschuhe aus und brachte
ohne weitere Umschweife sein Anliegen vor.

„Ach, Herr Zdurotschin!“ rief Frau Anorred, ganz
verlegen vor Ueberraschung, Freude und Glück, und schlug
die Augen nieder, als gälte ihr der Antrag. „Nein, dieses
Glück, diese Ehre!“

„Ja!“ sprach Karl Zdurotschin und setzte sich stramm
auf den Stuhl. „Ich hab mir die Sache reiflich überlegt.
Der Jüngste bin ich ja nicht, aber meine Gesundheit ist wie
aus Eisen. Und drei Millionen, mein ich, sind kein Pappes-
tiel!“

Frau Anorred hob abwehrend die Hände.

„Das erbt sie alles einmal,“ fuhr Karl Zdurotschin
fort. „Denn Verwandte hab ich nicht. Wenn sie mich mag,
ändere ich noch heute das Testament.“

Frau Anorred rang vergeblich nach Fassung. Außerdem
war draußen in der Küche der Braten in Gefahr.

„Meine Einwilligung geb ich Ihnen mit Freuden!“
entrang es sich ihr endlich. „Aber die Leute werden sich
den Mund zerreißen.“

„Mögen sie!“ rief Karl Zdurotschin und machte eine
wegwerfende Bewegung. „Ich hab's Geld und pfeif auf
die Leute!“

Da ratterte der leichte Korbwagen mit den beiden
Wallachen über den Hof. August Anorred warf dem Knecht
die Zügel zu und kam herüber. Hedwig zögerte noch etwas,
denn sie hatte mehrere Einkäufe, die unter dem Sitzbrett
versteckt waren, zu bergen.

„Guten Tag!“ sprach August Anorred und reichte Karl
Zdurotschin die Hand. „Sie bleiben zum Essen da?“

Da pläpte Frau Anorred mit Karl Zdurotschins An-
liegen heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Im Himmelsgäßchen.

Skizze von J. G. Seeger (Augsburg).

(Nachdruck verboten.)

„Na also, meine Gnädigsten . . . eine kleine, verdammt ästhe-
tisch-unästhetische Geschichte,“ sagte, nachdem ihn die Damen lange
genug mit ihren Bitten um eine „Anekdote“ oder „so etwas Aehn-
liches“ gequält hatten, der alte Arzt mit den lustigen Weinäuglein,
die aber heute gar nicht schalkhaft dreinblickten. „Verdammt ästhe-
tisch-unästhetisch und aus der tiefsten Schicht emporgehoben . . .
Eigentlich kein Geschichtchen zum Nachtisch . . . Aber . . .“

Er sah sich im Kreise der etwas verlegenen und doch gespannten
Frauen um, die auf einmal eifrig an ihren Soldatenstrümpfen
strickten und alle nach herabgefallenen Mädchen zu suchen schienen.

„Also . . . da wurde ich neulich in das „Himmelsgäßchen“
gerufen. Sie wissen . . . Volkshumor. Schmaß ist der Weg usw.

Und hier stehen die Häuser so eng, daß unser zweisentriger Bürgermeister einfach stecken bliebe, und vor Jahren tatsächlich der Gerichtsvollzieher, als er sich unvorsichtig wendete, seine Amtsmappe bermalen zwischen den Wänden verpreizte, daß sie stundenlang ein Verkehrshindernis bildete. . . . Dortin riefen mich also ein paar alte Weiber zu einer Nachbarin, die, wenn sie auch erst 30 Jahre zählen mag, doch schon als altes Weib auf die Welt gekommen und zur Pilgerfahrt durch das Himmelsgäßchen in den Himmel bestimmt schien.

Na, das war ein Gezeiter, als ich an die Haustür kam und den alten Weibsmenschen fast vor die zahnelosen Mäuler stolperte.

„So eine dumme Person!“ schrien sie. „Die gehört ins Tollhaus. Leb' der Mann wie der Herrgott in Frankreich, und sie spart sich jeden Bissen am Mund ab. Die eingebilbete Gans. Prügeln sollte man sie.“

Aber, meine Gnädigsten, glauben Sie nur ja nicht, daß es sich hier um Ausdrücke gehässiger Rohheit handelte. Durchaus nicht. Das war vielmehr sachtestes Mitleid, feinfühligste Nächstenliebe und staunende Bewunderung. Man kann ja nicht bloß der Flöte, sondern auch Konfervenbüchsen und eisernen Hafendeckeln Löhne entlocken und mit diesen Instrumenten Musik machen. Bieleicht komponiert dennächst einer unserer Großen eine Symphonie für solche Instrumente. Draußen in den Schützengraben könnte er genug Stoff sammeln. . . .

Ich jage also die zarten alten Weiber mit einem Donnerwetter zum Teufel, empfangen eine entsprechende Antwort und taste mich in ein niedriges, dumpfes Stübchen zu ebener Erde. Solange die Welt und das Himmelsgäßchen auf ihr bestehen, haben Sonne und Mond noch nie auch nur den armseligsten Strahl in diese Stube geworfen. . . . Stellen Sie sich vor: Ein ganzes Fenster, so groß wie ein Geburtstagskuchen. Ein Bretterboden voller Rippen und Altlöcher. Eine nasse Kalkwand. Ein armseliges Bett. Ein wackliger Tisch. Ein Stuhl. Ein Koffer. Und auf dem Koffer ein mageres, derbknöchiges Weib. Der Kopf mit Tüchern eingewickelt. Die Backen feierrot. Ohne aufzuschauen greift sie immer wieder in einen großen Sack, holt eine Handvoll rostige Nägel und Schrauben heraus und wirft sie je nach der Größe auf diesen oder jenen Sack, die ich jetzt erst am Fußboden sehe.

„Da kann man Geduld lernen,“ sage ich.

Sie schweigt.

„Ist das Ihre tägliche Arbeit?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Wird denn das auch ordentlich bezahlt?“

Sie zuckt mit den Achseln, greift in den Sack und streut den Klostregeln über den Boden mit derben Händen wie ein Bauernknecht Weizenjamen übers Feld.

„Liebe Frau,“ sage ich mit meiner berühmten Sanftheit, „Sie scheinen mir krank. Wollen Sie nicht. . . .“

„Ich brauch keinen Arzt!“ schreit sie, ohne aufzuschauen. „Bin keine Vornehme und verdien' mein Geld nicht für die Dokters.“

„Na, na. . . arme Leute dürfen auch krank werden. Das ist doch kein Vorrecht der Reichen. Die hätten sonst schon längst darauf verzichtet. Uebrigens will ich ja gar nicht Ihr Geld. . . . Ich praktiziere ja nur noch, weil der Mensch irgendeine Beschäftigung haben muß.“

Sie blinzt mich mit harten, grauen Augen an, als wollte sie ergründen, ob ich die Wahrheit redete, und sagte dann etwas zögernd, weniger barsch: „Ich hätt' auch kein Geld für Sie.“

„Na, dann bin ich ja der richtige Arzt.“

Und endlich, nach Befiegung manchen Widerstandes, kann ich sie ein bißchen untersuchen. . . . Nichts Bedenkliches, aber immerhin, der Körper war wie ein ausgegriffener Acker und wenn irgendein schlimmer Keim ihm zugetragen wurde, dann. . . . Ich sage also: „Wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, legen Sie sich zu Bett und nehmen die Arznei, die ich Ihnen verschreibe.“

„Nein,“ antwortete sie wie ein trotziges Kind.

„Die Arznei ist nötig.“

„Die schon. . . . Aber ins Bett leg ich mich nicht.“

„Et, warum denn? Es steht ja so einladend aus. . . . Legen Sie sich nur!“

Da schaut sie mich an, wie einen Tempelschänder und ruft grollend: „Was? Ich soll mich in das Bett legen? Da bin ich drin gelegen, wenn er nachts die Fabrikwach hatte. Und kam er heim und froh herein zu mir, hab ich gekrummt, und er hat sich dann oft auf den Stubenboden gelegt.“

„Aber jetzt.“

„Jetzt darf ich nicht und will ich nicht. Jetzt schlaf ich auf dem Stubenboden.“

„Et, warum denn, liebe Frau?“

„Weil's eine Sünde von mir wäre, wenn ich jetzt im Bett schlief.“

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn er Ihnen in gesunden Zeiten das Bett überließ, überläßt er es Ihnen in Ihrer Krankheit doch ganz gewiß ohne Murren.“

„Ich will aber nicht.“ Und nach einer langen Pause deutete sie auf eine Karte, die mit einer Stecknadel an der Wand befestigt war, und ich las: „Gelübte Marie. Wegen dem daß Ich noch gekummt hünn und schon sechs Wochen in den Schützengraben lag. Ach, gelübte Marie, wenn's auch schon ist, Soldat zu sein, aber was wollte Ich lachen, wenn ich wider auf unserm Stuben-

boden liegen könnt. Hier lag Ich in Dreck und Schlamm. Dein gelübter Ignaz.“

„Ah, darum!“ sage ich, und sie nickt. Und nach einer Weile redet sie: „Der arme Kerl! Und ich war zwei Jahr lang so ein selbstfüchtiges Luder. . . . Aber nun wird's anders. . . . ganz anders. Im September hat er das geschrieben und jetzt ist's März.“

„Und Sie schliefen seitdem da auf dem Boden?“

„Ja. . . . aber besser als er. . . . wenigstens trocken. . . . Und wie ich das damals gelesen hab, hab ich angefangen zu sparn. . . . Ein Bett muß er kriegen, sein eigenes Bett. Eher ruh' ich nicht. Ich will's auch nicht besser haben als er. . . . Am liebsten legte ich mich nachts hinaus aufs Gäßchen, wenn die Polizei nicht wäre. . . . Unaufhörlich arbeiten ihre Hände.“

„Na, wie sieht's mit seinem Bett?“

Da leuchteten in dem tiebergeröteten Gesicht ihre bisher harten Augen und sie sagt: „Beim Trödler drüben ist eines feil. Grad das Märkchen fehlt mir noch am Preis, das ich für das Sortieren da krieg.“

„Sie sind eine brave Frau,“ brumme ich und gehe.

Und am andern Tag, wie ich wiedertomme, schreiben mir die alten Weiber entgegen: „So ein spinnig's Weibsbild! Kautt sich noch ein Bett in den teuren Zeiten. Die muß ins Narrenhaus, Herr Doktor.“

Das waren aber bloß Anrufe gerührter Bewunderung. Wie ich in die Stube trete, liegt die Frau auf dem Boden und sieht glücklich nach den beiden Betten, die unberührt, als hätten sie echter Liebe, mit ihren weißen Rippen in das düstere Gemach hineingleuchten. . . .

„Für diese Person müssen wir doch etwas tun, wir vom Frauenverein,“ sprach, als der Arzt schwieg, die Hausfrau.

„Nein, meine Gnädigste. „Diese Person“ hilft sich selbst. Sie ist inzwischen gesund geworden und ist ein richtiges deutsches Weib. Es gibt Aermere, denen Sie helfen können.“

„Ich finde, daß durch den Krieg eigentlich auch die Sittlichkeit in gewissen Kreisen gehoben wird,“ sagte eine der Damen.

„Gehoben? hm. Hier ward nur ins Licht gerückt, was schon lange im Dunkeln vorhanden war!“

„Wenn er nun aber siele. . . .“ küßerte eine junge Frau. Der Arzt stand auf und sprach: „Keine Angst! Vor solcher Liebe hat unser Herrgott noch immer Hochachtung gehabt.“

Treibjagd.

Humoreske von Graf Heinemann.

(Nachdruck verboten.)

„Weißt du,“ sagte mein alter Studienfreund und Waffenbruder — wir waren beide einst als „völlig dienstuntauglich“ erklärt, gewissermaßen also Waffenbrüder — der Oberlehrer Sieberg, als ich zu flüchtigem Besuch in seinem märkischen Nest bei ihm weilte und gerade mit begeisterten Redewendungen die stählernen Arbeit und das schwungvolle Leben der Reichshauptstadt in dieser Kriegszeit geschildert hatte, „weißt du, ich muß doch auch endlich mal wieder auf ein paar Tage nach Berlin. . . . Ja, ja, das muß ich unbedingt! Aber wie?! Die Michaeliserien stehen zwar vor der Tür, aber — indessen — na, du weißt ja.“ . . . Er machte eine resignierte Geste. . . . Ich wußte. . . . Nämlich seine teure Gattin war trotz mehrjähriger Ehe noch immer ein unglaublich verliebtes Käpchen und vor allem eifersüchtig wie ein weiblicher Othello. Nicht vierundzwanzig Stunden ließ sie ihren braven Erich, obgleich dieser nicht im mindesten zu donjuanesken Abenteuer neigte und nur einen „männermäßigen Vokal“ und dann und wann „etwas Weltstadtparfum“ schätzte, ihren schüßenden Pittichen entschlipfen. Und gerade jetzt, wo doch die stattlichsten Männer für Deutschlands Dasein und Ehre fern im Westen oder Osten getreulich Wacht hielten, und insofern immerhin allerorten, vor allem aber vermutlich in Berlin, so viele schöne schlante Frauen einsam wären und jehnsüchtig ihr heißes Herz spazieren trugen, da ließ sie ihren teuren Gatten ganz gewiß nicht so ohne weiteres los!

Mit einem Male ging ein verschmitztes Bäcklein über Freund Erichs sonst so pädagogisch gemessene Jügel. . . . „Ich hab's!“ sagte er mit gedämpfem Jubel. „Wozu ist man denn einst Hauslehrer auf Schloß Warnitz gewesen?“ Und dann weichte er mich in seinen Augen Plan ein. Also, er würde sich unverzüglich mit seinem alten Freunde, dem Warniger Rentmeister Brandes, in Verbindung setzen, daß der ihm in den ersten Freiertagen im Auftrag des Barons eine dringende Einladung zur Treibjagd schicke. Und dann — nun, dann würde er seine „alte Knarre“, sein Jagdgewehr, das ihm der Baron einst verehrt hatte, paken — und nach Berlin fahren, um mit mir die lieben alten Stätten unserer einstigen, gemeinsam verlebten Studentenjahre einmal wieder aufzusuchen. . . . „Famos,“ sagte ich, obwohl ich überzeugt war, daß der strategisch gut ausgedachte Plan an der Taktik der Gattin schließlich scheitern würde. Aber siehe da! — an einem schönen Oktobermorgen kam Freund Erich wirklich in Berlin an. „Wie ist's möglich?“ rief ich in ehelicher Ueberraschung. „D,“ sagte er schmunzelnd, „das gelang einfacher, als ich selber anfangs glaubte. Der Brandes schickte mir erommt die verlangte Einladung und betonte mit Nachdruck, der Herr Baron würde es mir wirklich ver-

argen, wenn ich auch diesmal nicht käme. Denn die meisten Förster und Jäger seien doch eingezogen, Wild solle aber im Interesse der Land- und Volkswirtschaft in diesem Jahre noch mehr abgeschossen werden. . . na, kurz, der Brandes machte seine Sache sehr vorzüglich! Käthe war ja zunächst durchaus nicht einverstanden, weil sie, da ihrer in der Einladung nur mit Grüßen herzlich gedacht war, doch nicht gut mitkommen konnte; als ich ihr dann aber eingehend auseinandersetzte, wie gesund für mich fettanlegenden Schulmeister die Bewegung in der frischen Landluft sei, ganz abgesehen von dem vaterländischen Verdienst, das ich mir durch stotzes Wildabschießen in dieser ersten Zeit erwerben würde, da hatte sie ein Einsehen und pakte mir sogar selber meine alte Knarre. Na, die hab' ich dann samt Kamachen, Rucksack und so weiter auf der nächsten Station, wo ich den Berliner Schnellzug bestieg, in Verwahrung gegeben, und dann bin ich eben hier und hoffe, daß du dich sehr freust."

Ich freute mich wirklich sehr, und wir verlebten drei schöne Tage. Dann schlug, just als die Eroberung Antwerpens gemeldet wurde und die Wogen der Begeisterung besonders hochgingen, leider schon die Scheidestunde. Beim Abschied hatte ich die dunkle Empfindung, als ob bei dem guten Erich dabei doch nicht alles so glatt ablaufen würde; doch er kaufte rubigen Gemütes einen feinsten Waldhasen, den er der lieben Gattin als „selbsterlegte Jagdbeute" mitbringen wollte, versprach mir, sogleich zu schreiben und dampfte mit fröhlichem „Weidmannsheil" ab. . .

Schon nach zwei Tagen hatte ich folgenden Brief: „Na, alter Junge, da war ich beinahe über hereingefallen, wenn mein Weiblein schließlich nicht doch ziemlich verständig wäre. Aber ein neues Winterkostüm hat's trotz der teuren Zeit gekostet! So was! Diese Raffiniertheit! Ich hätte sie bei meiner guten Käthe wirklich nicht vermutet! Aber ich weiß jetzt, daß alle Adamsrippen uns intuitiv überlegen sind. Wir suchen sie mit Finten hinter's Licht zu führen, sie aber parieren uns mit Finessen, da können wir einfach nicht mehr mit! . . . Höre also! Alles ging soweit gut und glatt. Ich nahm in K. meine Knarre und sämtliches Jagdgerät wieder in Empfang und kam abends mit ausgezeichnet markierter „großer Schnadur" heim. Käthe war überglücklich; wenigstens tat sie so, die Schlange! Ich mußte ihr nun ausführlich von der Jagd erzählen, und ich flunkerte, daß ein alter pensionierter Oberförster mich gewiß beneidet hätte! Also: ich hätte 23 Karnickel, 11 Hasen und einen Fuchs erlegt, und es sei sehr nett gewesen, so nervenstärkend und so weiter, aber am schönsten sei es, zumal in dieser ersten Zeit, denn doch dabei mein liebes Weibchen. Und den Hasen da hatt' ich persönlich geschossen und ihr nun mitgebracht. Und, nicht zu vergessen, der Baron ließe sie herzlich grüßen. . ."

Da lächelte sie so malazid's, wie ich sie noch nie hatte lächeln sehen, und meinte mit fähler Ueberlegenheit: „Zeig mir doch mal dein Gewehr!"

„Hier," sagte ich ziemlich verblüfft. „Na," sprach sie trocken und machte sich an der alten Knarre zu schaffen, „was steht denn hier im Lauf, du gewaltiger patriotischer Nimrod?"

Und . . . und mit einem Male zog sie mit dem kleinen Finger die — zusammengerkollte Einladung des wackeren Brandes heraus, auf die sie noch mit eigener Hand die Worte geschrieben hatte: „Ich glaube dir ja den Schwindel doch nicht, du alter Sander!"

Vermischtes.

* Die durchschossene Postanweisung. Die seltsame Geschichte einer Postanweisung, die in einem älteren Soldatenblatte von einem preußischen Postbeamten mitgeteilt wird, wird in jetziger Kriegszeit gewiß erneutes Interesse erregen. Im Jahre 1866 kam eine in Porta-Hausberge bei Minden aufgegeben Postanweisung über 5 Taler in Hensburg an den Sekretär Kellermeyer von der 4. Kompanie des Magdeburgischen Pilsener-Regiments Nr. 36 an. Das Regiment hatte sich eben in March gesetzt, die Anweisung wurde nachgeschickt und wurde endlich in Altona dem Empfänger ausgehändigt. Damals bestand die Einrichtung, daß der Empfänger einer Geldsendung die Anweisung erhielt und sich das Geld auf der Post abholen mußte. Wegen schleunigen Abmarsches konnte in Altona nicht das Geld erhoben werden, und da Kellermeyer keine Briefftasche hatte, in welcher er das kostbare Papier hätte aufbewahren können, übergab er es einem Kameraden, der die Anweisung zusammengefaltet in seine Briefftasche steckte. Dieser Kamerad aber fiel im Gefecht, und die Kugel, die ihn tödlich getroffen, war durch die Briefftasche gegangen und zwar so, daß aus der Postanweisung der Name des Empfängers herausgeschossen war, der zwar nun aus dem Rucksack des gefallenen Kameraden sein Wertpapier empfing, doch so, daß es vor der Hand wertlos geworden war. Erst Monate später, nach allerlei Ermittlungen ist dann das Geld endlich in die Hände des Empfängers gelangt, trotz der durchschossenen Postanweisung.

* Auch ein Verur. In einer Pariser Kaserne, so erzählt der „Art de Paris", sind eine Anzahl Männer, die kürzlich zum Diszidiensdienst einberufen wurden, soeben angekommen, und ein Unter-

offizier fragt sie nach ihren besonderen Eigenschaften, um festzustellen, wie sie am besten verwendet würden. „Was waren Sie in Ihrem bürgerlichen Beruf?" — „Ich bin Rechtsanwalt." — „Gut. Und Sie?" — „Gerichtsschreiber." — „Gut. Und Sie?" — „Meine Frau ist . . . Längerin."

Büchertisch.

— Shakespeare in deutscher Sprache. Herausgegeben, zum Teil neu übersezt von Friedrich Gundoll. Gesamte Ausstattung von Melchior Lechter. Mit dieser vor einigen Jahren begonnenen Veröffentlichung will der Verlag Georg Bondi in Berlin eine Deutsche Monumental-Ausgabe von Shakespeares Werken bringen, die den strengsten wissenschaftlichen und dichterischen Anforderungen entspricht, indem sie einem höchst gesteigerten Verantwortungsgefühl gegenüber Shakespeare in der deutschen Sprache Ausdruck verleiht. Nach der Absicht des Verlegers wird der Grundstock eines klassischen deutschen Shakespeare, H. W. Schlegels 17 Uebersetzungen, als Ganzes übernommen, aber einer allseitigen und planmäßigen Revision der inhaltlichen Verhältnisse, der sprachlichen Schicksalen und der zahlreichen abschwächenden Verseweiterungen unterzogen. Dazu kommt eine völlige Neuübertragung der nicht von Schlegel verdeutschten Hauptwerke. Daran schließen sich dann die relativ besten gleichfalls revidierten älteren Uebersetzungen der geringeren Dramen. Zu diesem Unternehmen hat der Verlag einen Autor gewonnen, der durch seine dichterische Reife und durch philologische Schulung, sowie durch jahrelange Beschäftigung mit Shakespeare ihm dazu besonders berufen schien. Er gehört dem Kreise Stefan Georges und der Blätter für die Kunst an, dem selbst von Gegnern die Beherrschung der Form nicht bestritten wird. Seine Uebersetzung folgt dem lebendigen Temperament und der mannigfaltigen Wucht der Shakespeare'schen Diktion, gleich weit entfernt von harter Manier, von Glättung, von bloßem Reizelentum, wie von naturalistischer Stillosigkeit. Die Resultate einer gründlichen Textkritik liegen der Uebersetzung zugrunde und Anmerkungen am Schluß jedes Bandes mit vielen neuen Gesichtspunkten für Lesart und Deutung des englischen Textes machen das Werk auch dem Fachmann unentbehrlich. Der gesamte Buchdruck: Einband, Titelzeichnung, Umrahmungen, Initialen sind von der Hand Melchior Lechter's; das Format und das eigens angefertigte „India paper antique" entsprechen dem monumentalen Zweck des Werkes. Der noch geltende Subscriptionspreis beträgt pro Band broch. M. 6,00, in grün Leinen gebunden M. 7,50, in bestem grünem Hoch-Saffian M. 12,50. Ein in Schweinsleder gebundener Vurnsband kostet M. 17,50.

— In der Nummer 3752 der Leipziger „Illustrirten Zeitung" wird in ausführlicher Weise Italiens Eintritt in den Weltkrieg bildlich und textlich behandelt. Neben zahlreichen Vorträgen der Männer, die Italien in das aburde Kriegsabenteuer geführt haben, finden wir in dem Heft eine Reihe weiterer aktueller italienischer Bilder, darunter ganzseitige Darstellungen der hauptsächlichsten Militär- und Flottentypen, sowie eine höchst lehrreiche große Reliefkarte der österreichisch-italienischen Grenzgebiete. Die plastische Geländedarstellung auf dieser Karte gibt eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen die militärischen Operationen auf diesem von der Natur zum größten Teil so unglücklich geschnittenen neuen Kriegsschauplatz verknüpft sind. Von den im Heft befindlichen Sonderzeichnungen der „Illustrirten Zeitung" sind Fritz Grottemeyer, Professor Hans v. Pappe, Fritz Schormmühl, Victor Schramm und W. Gause mit mehr oder minder umfangreichen Beiträgen vertreten.

Königszug.

c	c	k	e	d	e		
a	l	h	e	t	n	h	n
ch	e	r	n	g	e	c	l
s	e	e	j	i	l	k	i
r	w	d	e	e	u		

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

- Im Skat liegen tr8 und e8. Mittelhand hatte tr8, p8, e8, car8, p9, tr9, tr7, e9, e8. Hinterhand die übrigen. Spielgang:
- 1. M. p8 M. p9 D. trA = - 11.
 - 2. M. tr8 D. eZ B. p7 = - 12.
 - 3. M. p8 D. trZ B. pD = - 15.
 - 4. M. e8 D. trK B. pK = - 10.
 - 5. M. car8 D. eK B. pZ = - 16.

Der Rest fällt dem Spieler zu, aber die Gegner haben bereits gewonnen.